



es bleibt der Blick auf das Elend, gerade in Ländern, die nicht mit solchen Möglichkeiten, wie wir sie haben, ausgestattet sind. Dieser Schmerz muss nicht nur genannt werden, sondern auch bleiben, wenn wir Christen sein wollen. Es ist ein Schmerz, der uns weiterhin bitten lässt.

Als 1382 die wahnsinnige Pest die Stadt heimgesucht hat und kurz danach eine Feuersbrunst Münster zerstörte, haben unsere Vorfahren diese Große Prozession versprochen – und wir halten uns treu daran, obwohl die Ereignisse Jahrhunderte zurückliegen. Grund zum Bitten gibt es immer noch. Dass wir trotz großer Fortschritte weiterhin in einer zerbrechlichen Wirklichkeit leben, hat uns diese Pandemie unmittelbar und hautnah erleben lassen. Und ob wir jemals in einer totalen Sicherheit leben, wird wohl kaum jemand, gerade nach diesen zwei Jahren, behaupten wollen.

Kürzlich fragte mich ein Journalist, was ich persönlich aus dieser Pandemie gelernt habe. Diese Frage kann ich auch heute, liebe Schwestern und Brüder, in unsere Gemeinschaft hineinstellen: Haben wir etwas gelernt? Wollen wir überhaupt aus einer solchen Situation etwas lernen? Oder stört uns schon die Frage? Erleben wir nicht dann schon wieder Kirche als diejenige, die den Zeigefinger erhebt und möglicherweise mit allen möglichen Mitteln droht, vom Aufruf zur moralischen Besserung bis hin zum Strafgericht Gottes?

Liebe Schwestern und Brüder, all das möchte ich hier nicht entfalten und erst recht nicht behaupten. Aber zu einer Sache möchte ich mich doch äußern: Lässt uns diese Pandemie nicht bescheidener werden? Darf wenigstens diese Frage gestellt werden? Und werden wir dann daraus wirklich etwas lernen, so dass sich unser Leben ändert, wie es so oft während der Pandemie geheißen hat, dass nach der Pandemie alles nicht mehr so sein werde wie vorher? Ich habe diese Sätze immer mit einer gewissen Skepsis angehört. Und es steht mir auch heute Morgen nicht zu, solche Behauptungen aufzustellen. Auf jeden Fall aber steht mir zu, wie es auch Ihnen zusteht, an diesem Morgen zu danken, aber auch inständig zu bitten. Wir tun es mit Ehrfurcht und Respekt, weil wir nicht durchschauen können, wie die Pläne Gottes sind, warum wir noch einigermaßen gut davon kamen, andere aber viel, viel weniger.

Nur lassen wir uns durchaus ins Herz schreiben, dass hier das Ungleichgewicht unserer Welt noch einmal massiv offenbar wurde: Die Schere zwischen arm und reich, zwischen Nord und Süd, und die Herausforderung, ob wir uns wirklich damit abfinden wollen.

Ich mache mir gerne Worte von Papst Franziskus zu Eigen, die er kürzlich in einem Brief an die Senioren gesagt hat mit Bezug auf die Enzyklika über die Geschwisterlichkeit – Fratelli tutti (Nr. 35.36):

*„Wie ich bereits einige Male sagte, werden wir aus der Krise, in der sich die Welt befindet, nicht unverändert hervorgehen: Wir werden besser oder schlechter daraus hervorgehen. Gott gebe es, dass ... es nicht das x-te schwerwiegende Ereignis der Geschichte gewesen ist, aus dem wir nicht zu lernen vermocht haben.“ – Wir sind ganz schön dickköpfig! – „Dass wir nicht die älteren Menschen vergessen, die gestorben sind, weil es keine Beatmungsgeräte gab ... Dass ein so großer Schmerz nicht umsonst war, dass wir einen Sprung hin zu einer neuen Lebensweise machen und wir ein- für alle Mal entdecken, dass wir einander brauchen und in gegenseitiger Schuld stehen. So wird die Menschheit mit all ihren Gesichtern, all ihren Händen und all ihren Stimmen wiedererstehen, über die von uns geschaffenen Grenzen hinaus. ... Das ‚Rette sich wer kann‘ wird schnell zu einem ‚Alle gegen alle‘, und das wird schlimmer als eine Pandemie sein“ (FT 35 und 36).*

Liebe Schwestern und Brüder, eindringliche Worte, wie Sie gespürt haben. Heute hören wir in den Lesungen vom Propheten Ezechiel, aber auch von Paulus und erst recht von Jesus, wie sie

mit ihren Worten und ihrer Botschaft Schwierigkeiten hatten, von den Menschen angenommen zu werden. Warum ist das eigentlich so? Das habe ich mich schon sehr oft gefragt.

Liebe Schwestern und Brüder, keiner von uns, weder der Prediger noch der Zuhörer, kann sich davon ausnehmen, immer wieder auf die Wirklichkeit zu stoßen, doch ein hartes Herz zu haben, das sich nur sehr schwer auf eine Botschaft einlassen kann, so dass „*nirgends ein Prophet so wenig Ansehen wie in seiner Heimat hat*“ (Mk 6,4) auch für uns gilt. „*Dass die Seinigen ihn nicht aufnehmen*“ (vgl. Joh 1,12) betrifft nicht nur die anderen, sondern auch mich. Die Bitte um ein hörendes Herz kann ich nicht genug aussprechen. Sie gilt übrigens auch für den Synodalen Weg, der so viele umstrittene Äußerungen und Reaktionen provoziert. Hören heißt, wirklich aus sich herausgehen und auf den anderen hinschauen, und das kann mitunter sehr schwer sein. Es bedarf einer großen Sensibilität, auf die Wirklichkeit, auf die anderen, auf das, was mir zustößt, wirklich intensiv zu hören.

Liebe Schwestern und Brüder, vielleicht können wir aus dieser Großen Prozession in diesem Jahr diese Schwachstelle mit übernehmen, denn es ist eine Schwachstelle: Die Bereitschaft, die Bitte, zu hören, was im Augenblick von uns verlangt ist.

Wenn der Apostel Paulus davon spricht, dass er dadurch stark wird, dass er schwach bleibt, dann kann das vielleicht genau das Passwort sein für unsere Situation: Aus der Schwachheit, auf diese schwere Pandemie nicht die richtigen Antworten zu haben, aus dieser Schwachheit vielleicht doch den Herrn die Stärke entwickeln zu lassen für unser Herz und Leben, unsere Wirklichkeit und uns selbst zu ändern – vom Klimaschutz bis hin zu den vielen anderen Herausforderungen in Kirche und Welt.

Liebe Schwestern und Brüder, zwei Wirklichkeiten möchte ich aber ausdrücklich nennen, die mir sehr am Herzen liegen, da diese Große Prozession immer auch Anlass ist für den Bischof, auf bestimmte gesellschaftliche Fragen und Wirklichkeiten hinzuweisen. Seit dem gottlob vereitelten Anschlag auf unsere Synagoge in der Klosterstraße und der Erfahrung in unserem Land, dass ausgerechnet in dem Jahr, in dem wir 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland erinnern, diese unsere Glaubensbrüder und -schwestern immer noch für viele in Misskredit geraten und Verachtung erleben müssen, war mir klar, dass es in diesem Jahr ein unbedingtes Zeichen geben muss. Weil wir wie sie Kinder Abrahams sind und uns als Schwestern und Brüder des Juden Jesus bekennen, wollen wir ein deutliches Zeichen markieren, dass solche Feindschaft, dass solche Anschläge mit uns nicht zu machen sind, dass wir uns mit allen Kräften dagegen wehren. Deshalb ist es auch gut, dass wir vor der Überwasserkirche diese Ausstellung von verdienten jüdischen Sportlern haben, die leider während der NS-Zeit so Furchtbares erlitten haben.

Liebe Schwestern und Brüder, und ein zweites wichtiges Anliegen möchte ich hier nennen. Es ist ein Wort, das ich fast in jedem Jahr ausspreche, betrifft es uns doch so existentiell. Als Christinnen und Christen sind wir dazu gerufen, Zeugnis von der Einzigartigkeit des Lebens zu geben. Staunen vor dem Werk Gottes darf nicht dazu führen, dass wir andere mit erhobenem Zeigefinger beschimpfen. Und dennoch, liebe Schwestern und Brüder, kann ich an dieser Stelle nicht anders als noch einmal eindringlich für das Leben einzutreten. Durch das katastrophale Urteil des Bundesverfassungsgerichtes ist die Frage des Lebensschutzes am Ende, im Alter und in der Krankheit wieder offen. Geben wir als Christen Zeugnis von der Kraft des Lebens und vom göttlichen Gebot, dies nicht zu beenden. Und gleiches gilt für den Anfang des Lebens. Vor einigen Tagen hat das EU-Parlament mehrheitlich dafür gestimmt, das ein Grundrecht auf Abtreibung nahe legt. Dem möchte ich energisch widersprechen. Es kann niemals ein Recht darauf geben, das menschliche Leben eines anderen zu beenden. Dies ist niemals ein Recht. Das fordert uns Christen umso mehr heraus, den Frauen und Männern beizustehen, die in diesen

schwierigen Fragen arbeiten, den Ärztinnen und Ärzten, den Pflegerinnen und Pflegern, den Menschen, die in den sozialen Diensten arbeiten, und vor allen Dingen den Frauen, die vor oft grausamen Alternativen stehen. Wir müssen an der Seite des Lebens und an der Seite dieser Frauen stehen. Ich danke allen, die für das Lebensrecht am Anfang und am Ende eintreten. Wir sind aufgerufen, mit allen Kräften uns dagegen zu wehren, wo das Leben bedroht ist, in der Pandemie genauso wie an diesen Eckpunkten unseres Lebens. Und wenn unsere Worte auch so auf Granit stoßen, wie es Ezechiel, Paulus und Jesus erfahren haben, wir müssen es dennoch sagen.

In diesem Sinne möchte ich heute unsere Betrachtung zur Großen Prozession schließen mit den Worten, die am Ende des großen Lobgesangs stehen, den wir gleich nach dem Eucharistischen Segen wieder singen: „*Segne dein Volk und schütze dein Erbe, führe und trage es in Ewigkeit.*“ Gemeint sind das Volk der Juden wie das Volk der Christen, ja, das Volk aller Menschen, denen Gott Schöpfer, Vater und Erlöser sein will.

Amen.